

Kinder der "Rettungsanstalt" [Fortsetzung]

Autor(en): **Wehrli, Dora**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **41 (1970)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verhältnis von industrieller und politischer Verfassung zu sein, das sich insbesondere in drei Tendenzen äussert. Autorität muss einmal, wenn sie sich behaupten soll in der gegenwärtigen Situation, auch funktional verstanden werden können. Sie braucht zu ihrer Begründung neben dem traditionellen Motiv ein funktionales. Zum zweiten braucht Autorität, wenn schon nicht eine Auflösung des Verhältnisses von oben und unten, so doch zumindest eine Kommunikation von oben und unten. Es muss ein Informationsprozess zwischen oben und unten hin und her gehen, der Einsicht in das verschafft, was sich auf der Ebene der Autorität abspielt und welches die Motive, die Gründe der Führungsentscheidungen, sind. Drittens schliesslich muss eine Autorität, wenn sie den Abbauprozess überstehen will bzw. sich am Aufbauprozess zu beteiligen sucht, selbst mobil sein, muss selbst in einer gewissen Dynamik stehen. Sie muss in der Lage sein, sich selbst in Frage zu stellen. Wo solche immanente Kritik nicht geleistet wird, fehlt ein wesentliches Element zur Erhaltung der Autorität.

Die genannten drei Tendenzen der Autorität haben, wie bereits erwähnt, ihre Wurzel in der Spannung zwischen der Dynamik des industriellen Produzierens auf der einen Seite und der gegenüber diesem Produzieren zurückgebliebenen politischen und sozialen Verfassung. Die Industrie ist mit ihren immanenten Gesetzmässigkeiten,

die auf stärkere Produktivität drängen, mit ihrem Prinzip der Arbeitsteilung, der Rationalisierung, einfach die stärkste Kraft, die wir in der modernen Gesellschaft haben. In sie hinein gehen die meisten unserer Energien. Es ist z. B. gar kein Zweifel, dass die ungeheure wirtschaftliche Anspannung der Bundesrepublik in den letzten 15 Jahren die besten Talente in der Wirtschaft verbraucht hat und für die Politik und die Gesellschaft relativ wenig übriggeblieben ist. Man kann es bedauern, aber es ist die offenkundige Wirklichkeit, dass wir in Deutschland zwar eine hochflorierende, moderne Wirtschaft haben, aber eine gleichsowohl eher schwache Politik. Das kommt zum Teil aus der Diskrepanz der personalen Qualitäten, die im einen und im anderen Falle wirksam gewesen sind. Auch andere Länder kannten ähnliche Probleme. So war beispielsweise im 19. Jahrhundert die amerikanische Politik ein reiner Appendix der Wirtschaft, die fast alle Talente aufgesogen hatte. Das hat sich längst geändert, weil ja auch der Wirtschaftsprozess der politischen Steuerung bedarf. Die Politik ist im Verhältnis zur Wirtschaft viel bedeutsamer geworden durch die Interventionsverpflichtung des Staates, durch das Element des Planes, das in die Marktrationalität hineinkommt, so dass man gar nicht mehr von echten Gegensätzen sprechen kann.

(Fortsetzung folgt)

Kinder der «Rettungsanstalt»*

II.

Roy und Max

Das Pflegegeld für die Kinder in der Anstalt betrug 200 Franken pro Jahr! Wer begreift da nicht, dass man ärmlich leben musste! Was darüber hinaus ging, musste mit freiwillig gütigen Spenden gedeckt werden, und aus denjenigen Produkten der Landwirtschaft, die man nicht im eigenen Kollektivhaushalt verbrauchte: Milch und Gemüse. Gespart musste werden; das wurde als Selbstverständlichkeit verlangt. Jeden Monat übersandte die Hausmutter, die das Rechnungswesen besorgte, dem Kassier ihre Bücher zur Kontrolle. Als sie sich eines Tages erlaubte, für alle Kinder Zahnbürsten anzuschaffen — das Zahnpulver bestand aus Schlemmkreide, die zum Teil aus dem Abfall der Wandtafelkreiden hergestellt wurde —, da reagierte er scharf: «Die Anstaltskinder sollen bescheiden, nicht zum Luxus erzogen werden . . .»

Item, man musste sparen. Aber eines Tages wurde doch vom Anstaltsverein beschlossen, das jährliche Kostgeld von 200 Franken auf 300 Franken hinaufzusetzen.

Jedoch, wer war gegen diese Erhöhung?

Der Hausvater! Er ereiferte sich mit folgender Begründung: Wenn ein Kind, wie es üblich war, von einer Gemeinde versorgt werden soll, so wartet diese inskünftig noch länger mit dieser Versorgung als bisher, lässt es noch mehr verkommen, lässt es gar kriminell werden, bis die Polizei einschreiten muss.

Es blieb jedoch bei diesem Beschluss: 300 Franken pro Jahr!

Als ob der Vater recht bekommen sollte mit seiner Befürchtung, traten in den darauffolgenden Jahren mehrere besonders charakterlich geschädigte Kinder ein.

Da war der Roy, ein breiter, untersetzter, durchtriebener Bursche, der niemandem ins Gesicht schauen wollte. Und da war, dem Roy bald total hörig, der mager aufgeschossene, etwas jüngere Max aus dem Schwabenland. Beide schienen passiv, gleichgültig den Hausgenossen wie der Schule gegenüber, beide keiner harmlosen Lustigkeit oder gar einer ehrfürchtigen Haltung fähig. Der Vater war recht bekümmert, dass er diesem Roy auf keine Weise beikam und dass Max von jenem so total abhängig war.

An einem Sommer-Sonntagmorgen waren die beiden verschwunden. Derweil alles noch schlief, hatten sie

* Vergl. Fachblatt Nr. 3/1970, S. 119 ff.

sich aufgemacht. Als die Jüngste der Hauseltern ins Mädchenzimmer kam, wo sie wie die Anstaltsmädchen ihren Kleiderschrank hatte, war ihr neues Sonntagskleid, das sie holen wollte, unauffindbar. Die zwei Buben hatten es mitgenommen und passierten als Knabe und Mädchen irgendwie die Landesgrenze. Mehrere Wochen trieben sie sich in württembergischen und badischen Landen umher, bettelnd, stehend oder auch einmal um Geld arbeitend, denn es war gerade Heuet. Erst nach etwa sechs Wochen griff die Polizei sie auf und spedierte sie heim, diesmal ohne Mädchenrock, über die Grenze.

Roy, der Initiant dieses Unternehmens, kam in der Folge in eine «Zwangserziehungsanstalt». Max, nun losgelöst von seinem Verführer, vermochte sich zu halten und bestand nach seinem Austritt eine Lehre. Doch war er später für die Anstaltsgemeinschaft bald verschollen.

Heiri

Der Arzt hatte seine kranke Frau und beide Kinder verlassen. Die Mutter starb weg. So nahmen sich gütige Verwandte der verwaisten Kinder an und plazierten sie in der Rettungsanstalt, weil diese ihnen örtlich nahe war, und sie für die Kinder eine einfache, evangelische Erziehung wünschten. Aber nach kurzer Zeit brach in der Anstalt das Scharlachfieber aus, dem Ida zum Opfer fiel. So blieb von der Familie Heiri allein als Waisenbub übrig.

Heiri, ein Blondkopf von kräftigem Wuchs, überflügelte an Intelligenz leicht seine Schulgenossen, und es wurde bestimmt: Lehrer sollte er werden. Der Hausvater bereitete ihn mit zusätzlichem Unterricht aufs Seminar vor, und die Hausmutter gab ihm, obwohl er völlig unmusikalisch war, Klavierunterricht, und so bestand er im Frühling nach seiner Konfirmation mit gutem Erfolg die Aufnahmeprüfung ins Seminar Unterstrass.

Wenn er in den Ferien in die Anstalt heimkam, sprach er mit wohlwollender Ueberlegenheit über die Lehrer und den Herrn Bachofner, Direktor des Seminars, was man damals bei den jungen Mittelschülern weniger als heutzutage gewohnt war. Denn er wusste alles besser als sie.

Den jungen Lehrer zog es in die Ferne. Uebersee, in Argentinien, fand er seine erste Lehrtätigkeit als Hauslehrer. Nach zwei Jahren kehrte er zurück, fand Arbeit an einer zürcherischen Landschule und verheiratete sich mit einer liebenswürdigen, begabten und hübschen Schaffhauserin. An seiner zweiten Schulstelle rückte er bereits der Stadt näher, und mehr und mehr machte sich sein unruhiger Geist in der Runde bemerkbar. Er gab ein Buch heraus über modernen Schulunterricht, später ein Lesebuch für obere Primarklassen und zog damit die Aufmerksamkeit nicht nur der Lehrerschaft, sondern auch weiterer aufgeschlossener Kreise auf sich.

Da war nun in Zürich ein Mäzen, der zwei Adoptivkinder hatte. Diesen beiden Mädchen wollte er eine ganz besonders gute Schulung verschaffen, und darum begründete er eine Privatschule, deren Leitung er dem genialen Lehrer Heinrich übertrug. Es wurde zu diesem Zweck eine schon bestehende Privatschule erwor-

ben, die bald durch einen sehr schönen, zweckmässigen Neubau ersetzt wurde.

Heinrich hatte einen gewissen Charme und wusste äusserst anregend zu unterrichten. Bald waren die Schüler von ihm begeistert; auch die meist jungen mitarbeitenden Lehrkräfte, die er angestellt hatte, waren es und unterstellten sich überzeugt seiner Leitung — solange diese Leitung sein Hauptanliegen blieb. Die Eltern der Schüler schenkten ihm ebenfalls grosses Vertrauen. Unter ihnen waren prominente, führende Grössen in der Stadt. Durch sie gerade kam er in literarische Kreise hinein, die ihm ganz besonders zusagten. Und siehe, es ging nicht lange, so verlor der «Herr Direktor» das Interesse an seiner Schule und gründete vorerst eine neue literarische Zeitschrift, die recht guten Anklang fand. Ihr wandte er immer mehr sein Interesse zu, derweil er in der Schule die Mitarbeiter machen und walten liess.

Aber so hatten auch sie es nicht gemeint. Sie fühlten sich in ihren Idealen getäuscht und wandten sich von ihm ab. Dieser Verlauf der Dinge blieb auch dem Mäzen nicht verborgen. Ja, auch bei ihm war das Interesse an der Schule verblasst, denn er hatte sich inzwischen von seiner Frau scheiden lassen, und diese hatte die beiden Kinder mit sich genommen.

Item — die Lehrer der Schule übernahmen ihrerseits eine andere Privatschule und führten sie recht tüchtig weiter. Der Mäzen verabschiedete den Direktor, verkaufte den hübschen Schulbau, und Heinrich wandte sich seiner Zeitschrift, später einem Kunsthandel zu. Seine mannigfachen Neigungen zogen ihn im Zickzack weiter durchs Leben. Bald vollzog er die Scheidung von seiner Frau und überliess ihr die vier gut veranlagten Kinder.

Heinrich betreibt jetzt schon seit Jahrzehnten ein grosses Ferienzentrum in schönster Gegend am See, mit Hilfe seiner jungen vierten Frau. Vielleicht blüht dem kraftvollen Greis auch noch sein Kunsthandel. Im Jahre 1944 besuchte ihn sein etwas älterer Anstaltsgenosse, der Gartenbaulehrer Walter, der sich über seinen Besuch 1956 folgendermassen äusserte:

«Als ich vor 12 Jahren mit meinem Sohn letztmals im Süden weilte, besuchten wir Heiri, den ich seit 50 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Das Wiedersehen war jedoch recht kühl. Als ich Heiri auf die vor 50 Jahren abgebrochene Bekanntschaft hinwies, meinte er, jene Zeit zähle nicht mehr. Seine mädchenhaft junge Frau tat uns sehr leid. Sie hatte damals ein kleines Kind und ungenügende Hilfe. Es war auch Heinrichs erste Frage, ob wir bei uns keine Hausgehilfin für ihn und seine Frau wüssten. Seither habe ich nie mehr von ihm gehört und war überrascht, in der «Weltwoche» von ihm zu lesen. Dass er bei den Dadaisten war, hatte ich, wenn ich nicht irre, vom Schriftsteller Friedrich Glauser erfahren, der mein Schüler war . . . Im Frühling war ich 80 Jahre alt und habe im Juni das 50jährige Jubiläum der Gartenbauschule Niederlenz als deren erster Betreuer mitgefeiert.

Wenngleich die Welt der «Rettungsanstalt» für den betagten Heinrich schon vor Jahrzehnten «nicht mehr zählte», erhielt der heutige Hausvater der ehemaligen «Rettungsanstalt» vor wenigen Jahren folgende freundliche und weitherzige Einladung des immer noch munteren Heinrich: «Es sind jetzt 70 Jahre her, seit ich als

Zögling in die Anstalt eintrat, die Sie jetzt leiten. Als meinen Dank an diese möchte ich Sie mit Ihrer ganzen Kinderschar hierher auf ein paar Tage zu Besuch einladen, die Reisekosten zu meinen Lasten.» Und so geschah es.

Bertha

Der Hausvater in der Rettungsanstalt war verantwortlich für den ganzen Gutsbetrieb mit den 28 Jucharten Land — und vor allem für die Erziehung und Schulung der Anstaltskinder. In der Landwirtschaft hatte er einen Knecht zur Hilfe, der in der Hauptsache den Viehstall besorgte: zirka ein Dutzend Milchkühe und einen Zugstier namens «Fürst». Im Haus hatte der aber die Oberschule, nämlich das 5. bis 8. Schuljahr, zu unterrichten. Da nahm ihm die Hausmutter, die selber Lehrerin war, den Rechen- und Singunterricht sowie das gesamte Rechenwesen ab, nämlich eine doppelte Buchhaltung sowie eben die häusliche Leitung, speziell der Mädchen. «Daneben» hatte sie vier eigene Kinder. Ihr war in der Küche die getreue Köchin unterstellt, bei den Mädchen eine patentierte Arbeitslehrerin. Die Unterschule wurde von einer Lehrerin vor- und nachmittags unterrichtet. Die Oberschüler dagegen hatten die Nachmittage schulfrei, um in Landwirtschaft und Holzschopf das Nötige zu arbeiten. Sie bekamen nach dem frühen Abendessen noch zwei Schulstunden, in denen sie manchmal nur mit Mühe aufnahmefähig blieben.

Die Mädchen sassen jeden Nachmittag — ausser Samstag — in der Arbeitsschule. Da wurde aber nicht lediglich unterrichtet, was der staatliche Lehrplan von einer Arbeitsschule verlangte. Das zwar auch, aber die Arbeitsschule war die Flickstube der Anstalt. Man sass da ziemlich eng nebeneinander auf Bänken ohne Lehne. Am Mittwoch kamen Schemel dazu, auf denen kleine Mädchen Blätzli verzupften. Das Resultat ihrer Arbeit wurde in die Stofffabrik Flums gesandt, wo diese Fäden mit zum Weben der grauen Stoffe verwendet wurden, aus denen den Mädchen ihre gleichförmigen Kleider genäht wurden. Die Störschneiderin, die das besorgte, hatte ihren Arbeitsplatz — oder ihr Plätzchen — ebenfalls im Gedränge der Arbeitsschule. Je am Mittwoch hatte die Unterschule schulfrei, und die kleinen Mädchen hatten also in der Arbeitsschule mitzuwirken, resp. mitzuverdienen.

In dieser Arbeitsschule also sass auch Bertha und wuchs heran zu einer recht tüchtigen Tochter. Wie manches andere der Anstaltsmädchen trat sie nach der Konfirmation und Entlassung eine Dienststelle an und bewährte sich im Haushalt. Bertha heiratete ziemlich früh mit einem deutschen Staatsbürger, der in seinem Handwerk tüchtig war und in der Schweiz gut verdiente. Bertha hatte in Zürich eine Tante, die an Mutterstelle sich um sie bekümmerte, und die ihr nun bei der Heirat für die gute Aussteuer mitsorgen half. Alles ging gut; die Familie lebte mit den zwei Kindern in guten Verhältnissen. «Mehr Kinder wollen wir aber nicht!» stellten sie fest.

Ab und zu kamen sie miteinander über Sonntag in die Anstalt zu Besuch. Der junge deutsche Ehemann war gewohnt, in seiner Gewerkschaft eine Rolle zu spielen. Besonders weil er eine gute Singstimme hatte, die er gerne vernehmen liess.

Mailied

*Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!*

*Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.*

*Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!*

J. W. Goethe

«Mein Mann muss ja in den Versammlungen soviel singen; überallhin rufen sie ihn. Dann singt er etwa spassweise zum Schluss das Lied:

Als ich ein kleiner Knabe war,
war ich ein kleiner Lump.

Wie hab' ich's doch seit jener Zeit so herrlich herrlich weit gebracht: Die Zeit hat aus dem kleinen Lump einen grossen grossen Lump gemacht. Diesen Spass hören alle gern.
So erzählte Bertha.

Herr W. sang aber auch Arien und ernste Lieder mit Haltung und Pathos. Jedesmal bat er zum Schluss die Anstaltsmutter: «Wollten Sie mich noch begleiten? Am liebsten singe ich halt doch Löwes Uhr.» Und geduldig begleitete sie den Gesang mit dem Schluss:

«Und stünde sie einmal stille,
so wär's um sie gesche'n
Dann brächt' ich sie ihm zurücke
mit dankbar kindlichem Fleh'n:
Sieh Herr, ich hab' nichts verdorben.
Sie blieb von selber steh'n.»

Wenige Monate nach einem solchen Besuch kam von Berthas Tante die Hiobsbotschaft: Bertha ist gestorben. Ganz rasch. Ein drittes Kindlein war im Anzug. Sie wollten es nicht annehmen und liessen einen dubiosen «Arzt» eine entsprechende Operation vornehmen. Vergiftung und rasch folgender Tod. Der Ehemann sei vor Gericht geladen, da er mit der Frau zusammen den Eingriff veranlasst habe.

«Sieh Herr, ich hab' nichts verdorben . . .

Ergriffen erinnerte man sich in der Anstalt dieses letzten Liedes, das der Mann hier gesungen, der nun zur Verantwortung gezogen wurde, weil er doch etwas verdorben hatte.

Dora Wehrli